
MISZELLE

Vivien Laumann/Mathias Berek

Wie Juden und Jüdinnen unsichtbar gemacht werden. Interview über Gojnormativität

Im vergangenen Jahr erschien das Buch „Gojnormativität. Warum wir anders über Antisemitismus sprechen müssen“¹ von Judith Coffey und Vivien Laumann. Es versteht sich als Intervention in linke und queerfeministische Szenen, denen die Autorinnen unter dem Begriff „Gojnormativität“ attestieren, jüdische Menschen und Personen systematisch unsichtbar zu machen. Im Interview geht es um die Hintergründe und Details dieser Analyse, aber auch darum, ob das Konzept nicht auch weit über diese Szenen hinaus eine treffende Beschreibung der Verhältnisse liefert. Unser Redaktionsmitglied Mathias Berek sprach mit Vivien Laumann, einer der Autorinnen.

Medaon: Mit dem Titel Eures Buches bringt Ihr ja einen neuen Begriff in die Debatte. Was muss man sich unter Gojnormativität vorstellen, wenn man das Buch noch nicht gelesen hat?

Laumann: Goj ist das jüdische Wort für Nichtjude in der männlichen Form. Wir haben den Begriff analog zu Heteronormativität gebildet, mit der Idee, genau wie bei dieser Debatte den Blick einmal umzukehren, also nicht über Juden/Jüdinnen zu sprechen, sondern zu schauen, wie es sich eigentlich mit der nichtjüdischen Position im Herrschaftsverhältnis Antisemitismus verhält. Denn uns ist aufgefallen, dass es anders als zum Beispiel bei Rassismus, Geschlechterverhältnissen oder sexueller Orientierung eigentlich gar keine Begriffe für nichtjüdische Privilegien oder nichtjüdische Positionen gibt. Gerade in Deutschland als Post-Shoah-Gesellschaft fanden wir das doch sehr frappierend. Der Begriff Gojnormativität meint dann das Sprechen über die nichtjüdische Position und nichtjüdische Privilegien. Er liefert eine erweiterte, eine andere Blickrichtung als der Begriff des Antisemitismus.

M: Und was demnach sind die goijschen Privilegien?

L: Zu goijschen Privilegien gehört zum Beispiel, eine Familiengeschichte ohne Flucht und Verfolgung zu haben oder dass die eigenen Feiertage oder kulturellen Praxen als die normalen angesehen werden.

¹ Coffey, Judith/Laumann, Vivien: Gojnormativität. Warum wir anders über Antisemitismus sprechen müssen, Berlin 2021.

M: Ja. In Eurem Buch richtet Ihr Euch ja explizit an eine queerfeministische und linke Szene und greift ja auch viele Begriffe auf, die in diesen Szenen etabliert oder überhaupt erst entwickelt worden sind, wie ‚Sichtbarkeiten‘ und ‚Normativität‘. Und Ihr sagt, dass Ihr das Konzept der Intersektionalität erweitern wollt. Wie ist diese Erweiterung gedacht?

L: Dafür muss ich vielleicht noch kurz darauf eingehen, warum wir uns an linke und feministische Szenen richten, weil das ja suggeriert, dass das Problem da so besonders groß wäre oder größer als in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Das würden wir aber damit nicht sagen wollen, sondern die Intervention kommt daher, dass wir uns selber dort verorten und schon lange unzufrieden waren, wie die Debatten gelaufen sind. Deswegen wollten wir genau in diese Debatten und auch in diese Szenen intervenieren. Dabei ist Intersektionalität ein wichtiges Konzept. Wir sind dabei auch nicht die ersten, die darauf hingewiesen haben, dass Antisemitismus oft hinten runterfällt, gerade in aktivistischen Zusammenhängen, die sich auf Intersektionalität beziehen. Wir beziehen uns weniger auf akademische Debatten, sondern genau auf diese aktivistischen Kontexte, die für sich in Anspruch nehmen, intersektional zu arbeiten. Und da ist doch sehr auffällig, dass Antisemitismus, aber auch Jüdischsein eigentlich selten vorkommt. Wir haben das im Buch so aufgedrösel, dass es einerseits im Konzept der Intersektionalität selber Schwierigkeiten gibt, Jüdischsein unterzubringen, weil es weder bei Religion noch bei Race so richtig reinpasst, also eigentlich schon konzeptionell nicht so funktioniert. Gleichzeitig wird Antisemitismus in aktivistischen Kontexten häufig unsichtbar gemacht, indem er zum Beispiel als Teil von Rassismus gefasst wird. Eine Folge davon ist auf jeden Fall, dass Juden_Jüdinnen in diesen Zusammenhängen unsichtbar werden – und damit auch ihre Erfahrungen als Juden_Jüdinnen. Unsere Idee war es, dem Konzept der Intersektionalität gewissermaßen eine Achse hinzuzufügen – eine Achse mit den Polen Jude_Jüdin und Goj, auf der diese Positionierung sichtbar werden kann und damit auch jüdische Erfahrungen oder Antisemitismus-Erfahrungen. Damit wäre es nicht mehr so leicht, Antisemitismus zu „vergessen“.

M: In welchem Verhältnis stehen Antisemitismus und Gojnormativität? Ihr schreibt ja, dass beide nicht in eins fallen, weil Gojnormativität zwar das Produkt einer antisemitischen Gesellschaft ist, aber gleichzeitig mehr ist als die antisemitische Diskriminierung. Also, inwiefern geht Eure Kritik über die Antisemitismuskritik hinaus? Oder ist Gojnormativität ein Element, ein Teil von Antisemitismus, als Vorbereitung des Bodens durch, wie Ihr sagt, Normierung und Naturalisierung?

L: Wir wollen nicht den Begriff Antisemitismus als Ideologie und Welterklärungsmodell ersetzen. Mit Gojnormativität wollen wir eher auf bestimmte Aspekte hindeuten, die auch antisemitisch sein *können*, aber nicht sein müssen. Ein gutes Beispiel ist etwa diese Vorannahme, dass ein Raum nicht-jüdisch, komplett gojisch ist. Das ist jetzt erst mal nicht antisemitisch, aber gojnormativ.

M: Kannst Du ein Beispiel bringen für einen solchen Raum?

L: Linke Gruppen zum Beispiel, wo solche homogenen Räume ja auf verschiedenen Ebenen oft geschaffen werden oder homogenisierende Vorannahmen getroffen werden, wenn zum Beispiel auf einem linken Treffen der Satz fällt: „Leider sind wir ja alle hier Kartoffeln“. Da muss ich mich dann fragen: Ok, ich gehöre also nicht mehr dazu? Oder auch in der Bildungsarbeit zur Shoah. Ich habe selber früher viel Bildungsarbeit zur Shoah gemacht, und ich würde sagen, implizit, manchmal aber auch explizit, wird da von einer nichtjüdischen Lerngruppe ausgegangen. Das ist jetzt erst mal nicht direkt antisemitisch, aber auf jeden Fall gojnormativ, weil bestimmte Vorannahmen getroffen werden, die Konzepte nicht dahingehend angepasst werden, wenn ich da vor mir habe, ob vielleicht Personen mit Verfolgungsgeschichte dabei sind. Gerade bei einem Lernen oder der Vermittlung zur Shoah sind das schon wichtige Unterschiede. Damit müsste man sich konzeptionell anders beschäftigen.

M: Du hast schon angesprochen, dass es ein Problem in der linken, antirassistischen und queerfeministischen Szene ist, dass oft Antisemitismus unter Rassismus gefasst wird. Das ist ja auch über diese Szenen hinaus ein Problem, etwa im englischsprachigen wissenschaftlichen Kontext, wo das relativ gängig ist. Und Du hast ja gesagt, dass durch diese Fassung von Antisemitismus unter Rassismus sowohl Antisemitismus als auch die davon Betroffenen unsichtbar gemacht werden würden und man Antisemitismus so nicht mehr wirklich analysieren oder verstehen könne. Aber könnte es dabei nicht auch sein, dass dieses Subsummieren von Antisemitismus unter Rassismus in vielen Fällen genau deswegen passiert, weil man damit zum Beispiel Israelbezogenen Antisemitismus oder Post-Shoah-Antisemitismus unsichtbar machen kann und nicht mehr darüber reden muss, also letztlich, weil die betreffenden Leute teilweise selbst antisemitisch denken?

L: Ich würde sagen, dass das auf jeden Fall sein kann. Es gibt verschiedene Gründe, warum Leute das machen. Manche Leute fassen Antisemitismus unter Rassismus, um eher die ideologische Nähe zu betonen und um so ein Potenzial für Bündnisse zu generieren. Aber es kann auch sein, dass Leute das ganz bewusst machen und am Ende antisemitisch sind. In vielen Fällen ist es nicht unbedingt intendiert, in anderen ist es intendiert. Die Frage ist aber, was der Effekt ist und ob man den Effekt will und warum es so eine starke Abwehr gibt, einen eigenen Begriff, der sich ja auch wissenschaftlich durchgesetzt hat, zu nutzen, während es in anderen Fällen ein großes Bestreben um eine starke Ausdifferenzierung gibt, zum Beispiel, verschiedene Begriffe für verschiedene Formen von Rassismus zu finden. Also: warum ist die Abwehr bei Antisemitismus als spezifischer Begriff so groß? Da schwingt schon so etwas mit von „eine Extrawurst haben wollen“.

M: Was heißt das? Was würdest Du sagen, steht hinter dem Vorwurf, „eine Extrawurst haben zu wollen“?

L: Dahinter steht ein antisemitischer Vorwurf, dass Juden_Jüdinnen sich besonders wichtig nehmen würden, aber vor allem so eine Konkurrenzdynamik, dass ein Thema

schlimmer als das andere ist. Uns geht es um eine differenzierte Betrachtung. Rassismus und Antisemitismus funktionieren unterschiedlich. Ich finde aber, das Hauptargument ist tatsächlich, dass die Betroffenen unsichtbar werden. Bei der Betroffenheit von Rassismus wird zurecht an People of Color und schwarze Menschen gedacht und nicht an Juden_Jüdinnen, außer sie sind jüdisch und PoC oder schwarz. Und wenn dann Antisemitismus unter Rassismus subsummiert wird, dann wird dadurch Jüdischsein unsichtbar.

M: Gerade angesichts der völlig überhitzten Debatten um Definitionen und Bestimmungen und Paragraphen, wie man Antisemitismus definiert, fand ich Euren Satz, „So kompliziert ist es nun auch wieder nicht“, eigentlich ganz sympathisch. Denn am Ende kann man es dann doch recht einfach bestimmen, was mit Judenhass gemeint ist.

L: Ja, genau. Und dieses „Es ist so kompliziert!“ ist oft ein Verstecken oder Wegdrücken, sich mit den Themen nicht auseinanderzusetzen.

M: In welchen Bereichen der Gesellschaft finden sich diese Abwehrmechanismen?

L: In allen, unterschiedlich ausgeprägt natürlich. Das, was wir für die linke Szene oder auch für Deutschland schreiben, ist in anderen Ländern oder in anderen Szenen auf jeden Fall sehr ähnlich vorhanden.

M: Es gibt ja genügend Beispiele, dass diese Abwehr, Antisemitismus als Problem auch nur anzusprechen, auf jeden Fall über Deutschland hinausgeht, ein weltweites Phänomen in linken Szenen ist. Aber geht es nicht auch über die linke Szene hinaus? Mal abgesehen von dem deutschen „Gedächtnis-Theater“², was Ihr thematisiert, wo auch Konservative gut mitspielen und es auch gut instrumentalisieren für die Nation oder für ihren antimuslimischen Rassismus: Ihr habt die Beispiele ganz plastisch beschrieben, wie diese Abwehr der Antisemitismuskritik sowohl bei Konservativen als auch in der linken Szene funktioniert. Aber die Beispiele, die Ihr nennt, kommen mir alle sehr bekannt vor. Die kenne ich auch aus einer eher liberalen Ecke, zum Beispiel rund um die Documenta 15. Auch in diesen Kontexten fallen dieselben Sätze wie die, die Ihr aufzählt, zum Beispiel: „Hier sind doch auch Juden, die das gar nicht antisemitisch finden“, oder: „Macht nicht so ein Drama draus!“. Und auch der Begriff der „Antisemitismuskeule“ wurde genau in diesem Kontext eher aus einer linksliberalen Position heraus schon geäußert: also die Andeutung, dass Antisemitismus gar kein so großes Problem sei wie immer behauptet würde.

L: Oder aufgebauscht wird.

² Vgl. Bodemann, Michal Y.: Gedächtnistheater. Die jüdische Gemeinschaft und ihre deutsche Erfindung, Berlin 2001 und Czollek, Max: Desintegriert Euch!, München 2018.

M: Oder Antisemitismuskritik sei als ein Angriff auf die Meinungs-, Wissenschafts- oder Kunstfreiheit zu sehen. Ich verstehe, dass Ihr Euch primär an die linke Szene wendet, weil Ihr daher kommt. Aber müsste oder könnte man die Analyse und die Problembeschreibung nicht viel weiter fassen?

L: Ja, auf jeden Fall. Das changiert im Buch immer ein bisschen zwischen expliziten Debatten, die schon recht spezifisch für linke Szenen sind. Fragen rund um Identitätspolitik und so weiter haben zwar mittlerweile auch die Feuilletons erreicht, aber trotzdem sind es eher linke Debatten. Doch gerade diese Abwehr ist auf jeden Fall viel breiter, das kann man klar und durchgängig erkennen. Teilweise unterscheiden sich die spezifischen Kontexte, zum Beispiel die Queer Prides sind schon sehr spezifisch. Aber die Mechanismen sind doch oft leider immer wieder die gleichen.

M: Würdet Ihr Euch deshalb wünschen, dass Euer Buch und Eure Konzeption von Gojnormativität auch über die linke Szene hinaus rezipiert wird?

L: Klar! Je mehr, desto besser.

M: Um noch eine andere Szene zu thematisieren, die Ihr anspricht: Ihr schreibt auch über eine antideutsche Gojnormativität. Was meint Ihr damit?

L: Damit meinen wir ein Sprechen über Antisemitismus, als ob er nur ein abstrakter, theoretischer Gegenstand sei, eine theoretische Auseinandersetzung, und nicht etwas, was Leute konkret betrifft. Es wirkt oft so, als gehe es nur um einen Kampf der Theorie-Schulen oder um einen Kampf von Identitätspolitik und Postkolonialismus versus kritische Theorie. Was komplett fehlt, ist eine selbstreflexive Einbeziehung der eigenen Verwobenheit. Dafür gibt es dann ein Bashen von allen Ansätzen, die eine eigene Positionierung wichtig finden, wenn man sich mit bestimmten Themen beschäftigt. Und wir schreiben auch, dass wir sowohl die komplette Verachtung von antideutscher Geschichte oder Theoriebildung falsch finden als auch das Gegenteil: die komplette Ablehnung von postkolonialen Theorien oder queerfeministischen Ansätzen, indem derart starre Gegensätze aufgebaut werden.

M: Ich hab mich an der Stelle im Buch schon gefragt, ob das stimmt, also ob bei den Sprecherinnen und Sprechern, die sich selbst als Antideutsche bezeichnen oder die als solche bezeichnet werden, nicht doch einige dabei sind, die sehr großen Wert darauf legen, auch jüdische Stimmen zu Wort kommen zu lassen und jüdische Betroffenheit zu thematisieren und hochzuhalten.

L: Ja, das stimmt natürlich. Mittlerweile ist der Begriff Antideutsche aber auch immer unklarer geworden – wer ist denn das? Es ist ein Kampfbegriff geworden, kein beschreibender Begriff mehr, würde ich sagen. Aber was wir dennoch gojnormativ finden, ist dieses sehr abstrakte und damit distanzierte Sprechen über Antisemitismus, wo oft

Betroffene gar nicht mit einbezogen werden oder die Auswirkungen auf Betroffene nicht betrachtet werden.

M: Ihr weist ja auch, das fand ich sehr spannend, auf linke Erinnerungskulturen hin, die Juden und Jüdinnen unsichtbar machen, indem immer wieder davon ausgegangen wird, alle Anwesenden seien Nachfahren von Täter-Familien. An dieser Stelle schreibt Ihr auch, das Sprechen über Antisemitismus in Deutschland, was ja auch immer viel mit Geschichtsbezug zu tun hat, wäre fest in gojischer Hand. Meint Ihr damit, dass es wirklich kaum jüdische Stimmen gibt, die in Deutschland über Antisemitismus reden?

L: Es hat sich sehr gewandelt in den letzten Jahren, oder anders: es ist gerade viel mehr geworden, dass vor allem junge jüdische Aktivist*innen hörbar werden. Aber das ist eine neuere Entwicklung, die stark über social media wirkt. Die jüdischen Stimmen werden hörbarer. Und es gab natürlich immer auch Überlebende, die schon früh über das Thema gesprochen haben. Im Feld Antisemitismus ist das eher eine Entwicklung der letzten fünf bis zehn Jahre, dass das stärker wird und dass auch stärker darauf eingegangen wird und es wichtiger genommen wird. So ist es zwar kein linkes Beispiel, aber allein die Experten*innenkommission³ war ja anfangs komplett nichtjüdisch besetzt. Wie kann so was passieren? Und dann wurden erst nach Widerspruch zwei jüdische Akteur*innen nachbesetzt. Das ist noch nicht so lange her. Also: Wer wird als Expertin eingeladen? Wer wird als Antisemitismusbeauftragte*r eingesetzt? Wie werden die Kommissionen besetzt und so weiter. Da wandelt sich auf jeden Fall etwas, und auch das Bewusstsein wandelt sich. Und das ist gut so!

M: Eines Eurer Kapitel nennt Ihr das „Gojische Geißeln“. Kannst Du erläutern, was Ihr damit meint?

L: Das mit dem gojischen Geißeln ist natürlich ein Wortspiel. Dabei geht es um Fragen von Schuld und Versöhnung, die oft sehr christlich aufgeladen sind. Und das schwingt in erinnerungskulturellen oder erinnerungspolitischen Debatten häufig mit, wenn immer über Schuld und Vergebung geredet wird. Das führt unter anderem dahin, dass Überlebende, Betroffene und Opfer nur in ganz bestimmten Rollen oder Funktionen angenommen werden, nämlich dann, wenn sie ihre Lebensgeschichte erzählen und dabei aber sehr versöhnlich sind, keine Rachedgedanken haben, nicht wütend sind. Das ist der eine Strang, den wir analysieren. Das gojische Geißeln meint dann, so sehr auf die eigenen Gefühle und die eigene Auseinandersetzung rund um eigene Schuldgefühle fokussiert zu sein, dass am Ende gar nichts daraus resultiert und nicht gehandelt wird. Das findet man auch in anderen Auseinandersetzungen um Herrschaftsverhältnisse: bei Rassismus, wenn Weiße anfangen, sich mit Rassismus zu beschäftigen, mit weißen Privilegien, und es dann viel um das Entdecken eigener Privilegien und um ein schlechtes Gewissen oder ein Schuldbewusstsein geht – und es aber oft dabei stehenbleibt. Sie

³ Unabhängiger Expertenkreis Antisemitismus: Bericht des Unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus, 17.4.2017, Deutscher Bundestag, online unter: <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/119/1811970.pdf> [3.10.2022].

kreisen um die eigenen Gefühle, die ja auch nachvollziehbar sind, anstatt Verantwortung zu übernehmen.

M: Euer Buch schließt mit dem Thema Bündnisse und Allianzen. Was ich hier sehr interessant fand, war Euer Hinweis auf die Geschichte von Bündnissen, die Erinnerung daran, dass es schon 1990 und 1991 Kongresse gab, auf denen sich Schwarze, jüdische und migrantische deutsche Frauen getroffen haben, um über Allianzen und Bündnisse zu reden. Das allein fand ich schon sehr spannend. Ihr beschreibt aber auch, wie sie gescheitert sind. Und bei dem zweiten Kongress ist ja der Titel schon ein Problem, weil dort von Schwarzen, deutschen *Komma* jüdischen und migrantischen Frauen die Rede ist, also diese Gegenüberstellung von deutsch und jüdisch schon im Titel zu finden sein könnte. Warum denkt Ihr, sind die Ansätze damals erstmal nicht so gelungen?

L: Also erst mal ist es super, dass die überhaupt dokumentiert sind. Die haben das Problem selbstreflexiv aufgearbeitet und verschriftlicht, und das ist ein absoluter Gewinn – und gar nicht so selbstverständlich. Warum es am Ende doch diese Trennung gab, können wir nur retrospektiv aus den Texten versuchen zu verstehen. Aber zum Beispiel gab es neulich einen Vortrag von Cathy Gelbin bei einer Konferenz im HAU⁴. Sie war damals an den Bündnisversuchen beteiligt, aus jüdischer Perspektive, und hat auch gesagt, das sei damals gescheitert. Ein Knackpunkt war die Debatte, ob Jüdinnen Teil dieser Bündnisse sein dürfen. Ähnliche Debatten gibt es immer noch, in denen gefragt wird: Sind Juden_Jüdinnen Teil von Bündnissen, wo marginalisierte Gruppen zusammenkommen? Können Allianzen geschmiedet werden zwischen PoC und Juden_Jüdinnen? Immer, wenn diese Fragen debattiert werden, schwingt mit, dass Juden_Jüdinnen nicht marginalisiert sind oder nicht diskriminiert genug, sondern irgendwie eine privilegierte Gruppe. Das Thema Weißsein schwingt mit: die Zuschreibung, Jüdinnen als weiß zu verstehen. Ich glaube, das war ein Knackpunkt und das ist weiterhin ein Knackpunkt.

M: Da schließt gleich meine letzte Frage an. Wie schätzt Du die Chancen ein, dass in der Linken und einer queerfeministischen Szene irgendwann die Voraussetzungen erreicht sind, um, wie Ihr schreibt, Differenz und Konflikte benennbar zu machen und auszuhalten? Also denkt Ihr, dass es gelingt, diesen „positionalen Fundamentalismus“ und diese Diskriminierungs-Anerkennungs-Konkurrenzen zu überwinden, die letztendlich ja der weiß-christlichen Mehrheitsgesellschaft nützen?

L: Ich hoffe es natürlich schon, aber es ist auf jeden Fall nicht leicht. Es braucht viel, es braucht erst einmal Begegnungen und Gespräche in kleinen Gruppen, in geschützten Räumen. Das braucht Zeit. Aber es gibt Ansätze dazu, und es ist nicht so, dass das gar nicht klappt. Es gibt Initiativen, die zu den Themen arbeiten und solidarisch zusammenarbeiten. Es ist ja nicht so, dass es das gar nicht gäbe. Das wäre auch schlimm. Aber eine Voraussetzung dafür ist eine Auseinandersetzung mit den heiklen Punkten. Und das

⁴ Vgl. <https://www.hebbel-am-ufer.de/en/archive/re-assembling-antiracist-struggles/> [3.10.2022].

sind die Fragen: Werden Juden_Jüdinnen mitgedacht? Wie werden sie geframed? Wie geht man mit Israelbezogenem Antisemitismus um? Ich glaube, solange es keine Auseinandersetzung darum gibt, wird das nicht gelingen. Manche Bündnisse versuchen es damit, einfach nicht über das Thema zu reden – und dann knallt es halt doch irgendwann.

M: Mal abgesehen von den abstrakten Analysen: Welches Beispiel fällt Dir ein, was Euch dazu geführt hat, ein Buch über Gojnormativität zu schreiben?

L: Das kann ich so nicht sagen. Aber auf jeden Fall waren die verschiedenen alternativen Prides⁵ ein großes Thema der letzten Jahre. Und Ereignisse auf anderen linken Veranstaltungen, die das Gefühl auslösten, dass diese Debatten total verkürzt sind. Warum passiert das eigentlich jedes Jahr wieder, obwohl es doch schon lange die Kritik gibt? Das war der Anlass, es so aufzublättern, ohne ein konkretes Ereignis herauszugreifen.

M: Eine letzte Frage: Ihr sagt, die Hürde zur Thematisierung von Antisemitismus sei hoch gelegt und gleichzeitig gäbe es aber eine Über-Thematisierung. Was heißt das?

L: Es gibt ein Gefühl von vielen Menschen, Antisemitismus würde eigentlich ständig Thema sein und sei viel mehr Thema als andere Herrschaftsverhältnisse und es würde auch viel mehr gemacht für Juden_Jüdinnen als für andere marginalisierte Gruppen. Was die Leute aber oft nicht sehen, ist, dass es eine starke Funktionalisierung von Juden_Jüdinnen für ein eigenes deutsches Selbstbild gibt, also für die gelungene Aufarbeitung der Shoah und so weiter. Was wir damit meinen, dass die Hürde hoch gelegt ist, ist, dass es ein oberflächliches Sprechen über Antisemitismus gibt. „Das darf nie wieder passieren!“ – das ist immer der erste Satz, wenn wieder irgendwas passiert ist in Deutschland. Aber es bleibt dabei, dass super abstrakt und floskelhaft gesprochen wird – und de facto passiert oft überhaupt nichts. Es ist ja nicht so, dass diesen großen Reden konkret etwas folgt. Genauso durch dieses: „Nie wieder! In Deutschland gibt es das nicht, weil es nicht sein darf“, wird die Hürde, einmal konkret zu sprechen, viel höher gelegt.

Zitiervorschlag Vivien Laumann/Mathias Berek: *Wie Juden und Jüdinnen unsichtbar gemacht werden. Interview über Gojnormativität*, in: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 16 (2022), 31, S. 1–9, online unter https://www.medaon.de/pdf/medaon_31_laumann_berek.pdf [dd.mm.yyyy].

⁵ Eine ausführlichere Beschreibungen von entsprechenden Situationen u.a. unter Bezug auf Latkes* Berlin auf S. 112f. in: Coffey/Laumann, Gojnormativität.

Zur Autorin Vivien Laumann hat viele Jahre in der Bildungs- und Beratungsarbeit zu Schoah, Antisemitismus, Geschlechterverhältnissen sowie geschlechtlicher und sexueller Vielfalt gearbeitet und dazu veröffentlicht, u.a.: Laumann, Vivien/Debus, Katharina (Hg.): Pädagogik geschlechtlicher, amouröser und sexueller Vielfalt. Zwischen Sensibilisierung und Empowerment, Berlin 2018; Laumann, Vivien/Debus, Katharina (Hg.): Rechtsextremismus, Prävention und Geschlecht. Vielfalt_Macht_Pädagogik (= Reihe Arbeitspapiere der Hans-Böckler-Stiftung), Düsseldorf 2014. Aktuell ist sie bei der Landesantidiskriminierungsstelle (LADS) Berlin im Bereich Demokratieförderung und Prävention tätig.

Zum Interviewer Mathias Berek promovierte am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig mit einer Theorie der Erinnerungskulturen und habilitierte sich 2019 dort mit seiner Arbeit zur Wirkungsgeschichte des deutsch-jüdischen Philosophen Moritz Lazarus. Er forscht zu Kulturtheorie, Wissenssoziologie, europäisch-jüdischer Geschichte, Erinnerungskulturen und Antisemitismus. Seit 2016 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin und fungiert dort seit 2018 als Standort-Koordinator und Projektleiter im Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt (FGZ). Er ist Redaktionsmitglied von Medaon. Letztes Buch: Moritz Lazarus. Deutsch-jüdischer Idealismus im 19. Jahrhundert, Wallstein 2020.